

Die Melodie des Morgens - Im Schatten der Felder

#rue

AN: Diese FanFiction enthält Spoiler über die Bücher und Filme von "Tribute von Panem". Sie wurde von mir, Luca, geschrieben. Den letzten Feinschliff hat eine KI für mich erledigt. Jetzt aber viel Spaß!

1 - Wirbelwind

Der Wind war da, bevor sie etwas anderes bemerkte.

Er kroch ihr in den Nacken, strich durch die dünnen Baumwipfel und zitterte leicht in den Zweigen unter ihr. Rue blieb still. Die Füße fest auf dem Ast, die Hände locker an der Rinde, der Blick auf das, was man von hier oben sehen konnte: endlose Felder. Grüne, staubige Rechtecke bis zum Horizont, eingerahmt von Zäunen, Wachtürmen, Rußwolken.

Distrikt 11 atmete schwer, wie immer.

Unten schrillte irgendwo eine Glocke. Die Felder wachten auf.

Sie blieb noch einen Moment.

Der Baum, auf dem sie stand, war ihr Baum. Er gehörte ihr nicht, natürlich nicht – aber niemand kam bis hierhin. Niemand kletterte so hoch. Nicht mal die älteren Kinder. Er wuchs am Rand des südlichen Apfelbereichs, zwischen zwei Lagerschuppen, die niemand mehr nutzte. Seine Äste waren dünn, aber elastisch. Seine Krone so dicht, dass selbst die Aufseher nicht nach oben sahen. Rue war zum ersten Mal mit acht hier hochgestiegen. Jetzt, mit zwölf, schaffte sie es in unter zwei Minuten.

Wenn sie dort oben stand, fühlte sie sich... nicht frei, das wäre zu viel.
Aber leichter.

Sie zog das linke Bein an, lehnte sich gegen den Stamm und ließ den Blick über die schmalen Straßen des Distrikts wandern. Zwischen den Feldern lagen Häuser, grau und dicht gedrängt, mit rissigem Putz und eingestürzten Dächern. Rauch stieg auf, irgendwo bellte ein Hund. Noch weiter hinten: die Mauer. Stacheldraht, Kameras, Mauertürme. Rue kannte sie nur aus der Ferne. Man kam nicht nahe genug heran, um wirklich zu wissen, wie hoch sie war. Niemand kam nahe.

Der Wind wurde stärker.

Ein leises Rascheln ging durch die Blätter, wie ein Flüstern. Rue schloss kurz die Augen. Der Wind war ihr Freund. Er brachte Geräusche, half beim Lauschen. Er trug die Stimmen der

Spotttölpel. Jetzt, da der Tag begann, würden sie bald wieder singen.

Sie legte zwei Finger an die Lippen und piffte eine Tonfolge – vier Töne, sanft, aufsteigend. Eine Melodie, wie sie sie oft bei der Arbeit benutzten. Kein Lied, nur ein Zeichen: *Ich bin hier*.

Stille.

Dann, aus einem Baum weiter hinten, dieselben Töne. Ein Vogel, wahrscheinlich. Oder ein Kind. Oder beides.

Rue lächelte kaum merklich.

Sie schob sich vom Stamm ab, balancierte über einen zweiten Ast, duckte sich unter einem Zweig hindurch und kletterte höher. Noch drei Äste, dann war sie oben. Ganz oben.

Der Himmel über Distrikt 11 war blassblau, fast grau. Keine Sonne, aber Licht. Und dieser Wind – wach, kalt, lebendig.

Rue sog ihn ein, als müsste sie sich daran erinnern, wie der Tag schmeckt, bevor er anfängt.

„Wipfelwind“, murmelte sie. Ein Wort, das sie sich ausgedacht hatte. Es passte zu dieser Stunde – bevor der Staub kam, bevor die Stimmen lauter wurden, bevor die Aufseher in die Felder schrien.

In wenigen Minuten würde sie wieder unten sein. Hände am Korb, Füße auf der Erde. Der Wind würde verschwinden, die Spotttölpel sich unter das Stimmengewirr mischen, und alles wäre wieder wie immer.

Aber nicht jetzt.

Jetzt war Rue in den Wipfeln. Und alles war still.

2 - Morgenschritte

Als Rue vom Baum stieg, war die Sonne noch nicht zu sehen, aber der Tag hatte begonnen.

Der Boden war feucht vom Tau. Ihre nackten Füße drückten sich leise ins Gras, während sie sich in der Dämmerung durch das dünne Gestrüpp schlängelte, das die Rückseite des Apfelfelds säumte. Niemand sah sie hier. Noch nicht.

Rue kannte die Trampelpfade. Kleine Linien zwischen Büschen und Mauerresten, wo die Kinder manchmal rannten, wenn die Glocken zu früh läuteten. Sie nahm die längere Route, um nicht an

den Wächtern vorbei zu müssen. Noch hatte sie ein paar Minuten für sich. Noch durfte sie denken.

Ein Vogel rief. Kein Spotttölpel, sondern einer der kleinen, grauen, die nur morgens sangen. Rue antwortete nicht. Sie war jetzt unten. Und unten war anders.

Am Rand des schmalen Schuppens hinter Feld 3 zog sie sich ihre Schuhe über – alte Stofflatschen mit Schnürung, halb durchgelaufen, aber besser als gar nichts. Ihre Mutter hatte sie mit Zwirn geflickt, und an der Seite war ein kleines Stück Muster zu sehen. Blau auf Grau, fast ein Blatt. Rue mochte es. Es erinnerte sie an etwas, das keine Arbeit war.

Der Weg zum Sammelplatz war voller Schatten.

Hier und da brannten Lampen an den Häusern. An Fenstern klebten kleine Gesichter, manche wach, manche noch träumend. Niemand winkte. Niemand sprach. Es war wie jeden Morgen.

Rue hielt den Korb dicht an sich, als sie das erste Wachhäuschen passierte. Zwei Friedenswächter standen davor, beide mit Stab, einer rauchend. Der Rauch roch nach billigem Tabak und irgendwas Chemischem. Rue sah nicht hin. Der Blick war nach unten gerichtet – wie man es gelernt hatte.

Als sie auf das Sammelfeld trat, waren vielleicht dreißig Kinder schon da. Die meisten älter, aber auch einige, die kleiner waren als sie. Viele standen barfuß im Dreck, die Füße voller Risse. Einer hatte ein Auge zugeschwollen, vermutlich von gestern.

Rue stellte sich wie immer in die dritte Reihe, zweite Gruppe. Das war ihr Platz. Nicht festgelegt – aber wehe, jemand nahm den Platz eines anderen. Dann gab es Ärger, erst von den Kindern, dann von denen mit den Schlagstöcken.

Ein Junge neben ihr, Mika, flüsterte:
„Heute wieder Aprikosen.“

Rue nickte kaum sichtbar. Es war keine echte Unterhaltung. Nur ein Satz, damit der Morgen sich nicht so tot anfühlte.

Die Glocke läutete zum zweiten Mal.

Ein Friedenswächter trat vor, las die Namenliste vor, kontrollierte die Gesichter. Rue hob kurz den Blick, nur für den Bruchteil einer Sekunde. Der Mann hatte ein schmales Gesicht, fast bleich, mit einem Ausdruck, den man nicht lesen konnte. Nicht kalt. Nicht freundlich. Vielleicht müde. Vielleicht gar nichts.

Als er an ihr vorbeiging, hielt sie den Atem an. Ein Reflex.

Dann kam die Anweisung.

„Feld vier. Bäume acht bis sechzehn. Korbgröße eins.“

Rue atmete aus.

Sie mochte dieses Feld. Die Bäume dort waren hoch, die Äste stabil. Man konnte sich dort Zeit lassen – wenn man wusste, wie. Wer schnell genug war, konnte oben sitzen, während unten noch gesammelt wurde. Nur die Ungeschickten mussten springen, wenn der Aufseher kam.

Sie rückte ihren Korb zurecht. Die Arbeit begann.

3 - Die Stimme der Vögel

Der Baum war ihr Verbündeter.

Rue kletterte flink, zog sich lautlos nach oben, der Korb hing an einem Seil an ihrem Gürtel. Die Rinde war rau, aber vertraut. Ihre Hände glitten über Narben und Kerben, die sie kannte, wie andere Kinder die Fugen ihrer Wohnhauswände.

Die Bäume hier trugen keine Äpfel, sondern runde, blassgelbe Früchte mit weicher Haut – Aprikosen, wie Mika gesagt hatte. Reif, aber nicht überreif. Gut für die Verarbeitung, schlecht für den Hunger.

Rue hatte einmal heimlich eine Aprikose gegessen. Nur einmal.

Ein Viertel. Danach hatte sie die restlichen drei Viertel zurückgelegt und geschworen, es nie wieder zu tun. Nicht wegen der Angst – sondern wegen des Mädchens, das sie hatte weinen sehen, als ihre Schwester am selben Tag ausgepeitscht wurde. Für ein Stück Birne.

Ganz oben zwischen den Blättern war es still.

Der Lärm unten – Schritte, Stimmen, das Quietschen von Körben – wurde dumpf, wie durch Stoff. Rue setzte sich auf einen stabilen Ast, zog den Korb nach oben und begann zu pflücken. Ihre Hände bewegten sich automatisch. Die Finger waren schnell, sanft, präzise. Nicht zu fest drücken, nicht zu schnell. Die Früchte sollten ganz bleiben, keine Druckstellen, sonst würde man sie aussortieren. Und dann müsste jemand erklären, wieso.

Rue sumnte leise.

Nur ein Hauch. Ein Ton, dann noch einer. Keine Worte. Nur diese aufsteigenden Töne, wie die, die sie morgens gepfiffen hatte. Sie gehörten ihr nicht, nicht ganz. Sie gehörten der Luft, den Ästen, dem Rhythmus ihrer Arbeit.

Ein Rascheln über ihr.
Ein Spotttölpel landete auf einem Ast.

Er sah sie an – mit diesen schnellen, fragenden Bewegungen. Kopf schräg, dann wieder gerade, dann schräg. Rue hörte auf zu summen.

„Na los“, flüsterte sie.
Der Vogel bewegte sich nicht.

Sie pfiff. Drei kurze Töne, ein langer. Dann zwei hohe, einer tief.
Der Spotttölpel spreizte kurz die Flügel, dann kam die Antwort. Klar, fast identisch. Rue lächelte.

Es war kein Spiel, nicht wirklich. Es war... ein Moment. Ein kleiner Riss in der Welt, durch den etwas anderes kam. Etwas, das nicht vorgeschrieben war. Nicht kontrolliert. Nicht im Plan.

Sie wiederholte die Melodie.
Der Vogel auch.

Unten schrie jemand. Rue zuckte zusammen. Irgendwo war ein Korb gefallen. Sie hörte Schritte, schwere Stiefel. Dann Stille. Kein Schrei, kein Schlag. Nur diese angespannte Pause, die mehr sagte als alles andere.

Der Spotttölpel flog auf.
Rue senkte den Kopf.

„Morgen wieder“, murmelte sie.

Sie pflückte weiter, schneller jetzt, als müsste sie die verlorene Zeit wiedergutmachen. Aber in ihrem Innern klang die Melodie noch nach – wie ein Faden, der sich nicht durchschneiden ließ. Selbst wenn niemand sonst ihn sah.

4 - Die Sache mit Martin

Rue war zwölf. Martin war elf gewesen.

Er hatte nicht einmal besonders viel gewogen. Ein Junge mit schmalen Schultern, zu langen Armen und dieser Art zu lachen, die leise war, aber nicht versteckt. Man hörte sie eher mit dem Bauch als mit den Ohren.

Jetzt hörte man sie gar nicht mehr.

Rue pflückte weiter. Der Ast über ihr war feucht vom Morgentau, und der Korb an ihrer Seite füllte sich langsam. Sie hatte nicht geplant, an Martin zu denken. Aber der Aufseher, der eben das Kind mit dem Korb angeschrien hatte, war derselbe gewesen.

Der mit der Narbe am Hals. Der, der Martin geschlagen hatte. Nicht allein, natürlich. Es waren immer zwei.

Es war bei der Nachtschicht passiert. Rue war nicht dabei gewesen – sie war damals noch zu klein, um nachts zu helfen. Aber sie hatte gehört, was passiert war.

Martin hatte seine Nachtsichtbrille nicht abgegeben.

Das war alles.

Vielleicht hatte er sie vergessen. Vielleicht hatte er gedacht, es sei schon in Ordnung, wenn er sie gleich am nächsten Tag zurückbrachte. Vielleicht hatte er es auch absichtlich getan – aber Rue glaubte das nicht. Martin war neugierig, ja. Manchmal albern. Aber nicht dumm.

Am nächsten Morgen fehlte er. Erst sagte niemand etwas. Dann flüsterte jemand, er sei krank. Dann hieß es, er sei „versetzt“ worden. Aber niemand kam je zurück, wenn er „versetzt“ wurde.

Drei Tage später lag eine neue Brille auf dem Tisch im Sammelhaus. Ohne Namen. Als hätte sie nie jemand getragen.

Rue hatte sie nicht angerührt. Keiner der anderen Kinder auch.

Jetzt, ein halbes Jahr später, wusste sie nicht mehr genau, wie Martins Stimme klang. Aber sie erinnerte sich an seine Hände – wie er Aprikosen geworfen hatte, heimlich, von Baum zu Baum, wenn niemand hinsah. Manchmal traf er. Meistens nicht. Rue hatte einmal gelacht. Leise, wie er.

Ein leises Flattern ließ sie aufblicken. Ein Spotttölpel saß schräg über ihr, den Kopf gedreht. Rue pfiff einen Ton, einen einzigen.

Der Vogel antwortete nicht.

Sie senkte den Blick, griff nach der nächsten Frucht. Ihre Finger zitterten ein wenig.

„Nicht heute“, flüsterte sie.

Unten kam der Ruf zum Abgeben. Rue band den Korb mit einem schnellen Knoten zu, glitt am Ast hinunter, sprang die letzten zwei Meter und landete im Staub.

Als sie zur Sammelstelle ging, sah sie den Aufseher noch einmal – die Narbe, die starre Haltung, der Blick, der nichts suchte. Rue starrte auf seine Stiefel, nicht aus Angst, sondern aus Wut, die sich noch nicht traute, Wut zu sein.

Martin war elf gewesen.
Jetzt war Rue zwölf.

Und der Aufseher war immer noch da.

5 - Kette aus Gras

Der Heimweg war lang, aber Rue ging ihn langsam.

Nicht, weil sie müde war. Sondern weil das Gehen nach der Arbeit anders war als das Gehen davor. Die Füße wussten den Weg allein, aber der Kopf blieb zurück, irgendwo zwischen den Ästen.

Die Straßen lagen grau im Nachmittag. Staub flog über den Boden, aufgewirbelt von Wind oder Menschen oder beidem. Kinder schoben leere Körbe vor sich her, Mütter fluchten leise, Väter schwiegen. Friedenswächter standen an den Ecken wie aus Blech geschnitten.

Rue bog ab, bevor sie zu Hause ankam.

Sie kannte einen kleinen Platz hinter einem der Schuppen, wo kaum jemand hinkam. Dort wuchs Gras – nicht viel, nicht schön, aber grün. Und weich. Und echt.

Sie setzte sich auf den Boden, zog die Schuhe aus, streckte die Zehen aus wie jemand, der sich erinnern wollte, wie etwas Lebendiges sich anfühlt.

Dann begann sie zu flechten.

Drei Halme, dann fünf. Verzwirbelt, verdrillt, verknotet. Rue hatte es bei einem alten Mädchen abgeschaut, das einmal in ihrer Gruppe gewesen war. Die hatte aus Grashalmen winzige Armbänder gemacht. Nicht für den Handel. Nur so. Für sich.

Rue machte keine Armbänder.

Sie flocht eine Kette. Nicht für den Hals – das wäre aufgefallen. Zu sichtbar, zu riskant. Sie trug sie um den Knöchel, unter dem Hosenbein. Niemand sah sie dort. Und wenn doch, hielt man sie für eine Schnur, ein Spiel, ein Nichts.

Die neue Kette wurde dünn, aber fest. In die Mitte knüpfte sie ein Stück Bast, das sie irgendwann gefunden hatte – hell, fast weiß, in Form eines Sterns, wenn man es richtig bog. Kein echter Stern. Aber eine Erinnerung an die, die man nie gesehen hatte.

Rue betrachtete ihr Werk.

Es war nicht schön. Aber es war da. Und es gehörte ihr.

Sie band es sich um das Bein, zog die Hose darüber, stand auf.

Der Wind blies leicht. Irgendwo in den Feldern rief ein Vogel.

Rue antwortete nicht.

Sie ging langsam zurück, durch den Staub, durch den Nachmittag, durch Distrikt 11.

Aber sie fühlte das Grasband an ihrem Bein.

Und es fühlte sich an wie ein Satz, den niemand sagen musste, weil sie ihn schon verstand.

6 - Sechs Schüsseln

Als Rue die Tür öffnete, roch es nach Kohl und Asche.

Die kleine Küche war warm vom Feuer, das in einem Metallfass glimmte. Ihre Mutter stand am Herd – gebückt, die Haare zusammengebunden, das Gesicht angespannt wie immer am Ende des Tages. Sie sah nicht auf, als Rue eintrat, aber sie hörte es.

„Hände waschen.“

Rue gehorchte. Das Wasser war kalt. Die Seife kaum noch vorhanden, ein kleiner Rest an einem Stück Stoff. Aber es reichte.

Die anderen Kinder waren schon da. Sechs Schüsseln standen auf dem Tisch. Fünf kleine, eine etwas größere. Rue wusste, welche ihre war: die zweite von rechts. Nicht die größte, nicht die kleinste. Keine Erklärung. Nur Ordnung.

Ihr jüngster Bruder – Malik, drei Jahre alt – schlief in einer Decke zusammengerollt neben dem Ofen. Zwei der Mädchen, beide kaum älter als fünf, stritten flüsternd um einen Löffel. Rue sagte nichts. Ihre Mutter auch nicht.

Sie setzte sich auf den Hocker neben ihrer Schüssel, faltete die Hände kurz im Schoß, dann begann sie zu essen.

Kohluppe. Wie meistens.

Nicht schlecht.

Nur... da.

Das war das beste, was man über das Essen sagen konnte: Es war da.

Die Löffel klapperten leise. Kein Wort fiel. Die Mutter nahm sich erst etwas, als die Kinder fertig waren. Sie aß langsamer, fast mechanisch, den Blick irgendwo im Nirgendwo. Ihr Gesicht war still – nicht leer, aber müde auf eine Weise, die man nicht mehr aus dem Körper schütteln konnte.

Rue sah zu Malik, der sich im Schlaf bewegte. Sein kleiner Fuß war nackt. Die Decke war verrutscht. Rue stand auf, ging hin, zog sie ihm über die Zehen. Er murmelte etwas im Traum, dann wieder Stille.

„Heute Aprikosen“, sagte Rue leise, als sie sich wieder setzte.

Ihre Mutter nickte nur.

„Wie war der Aufseher?“

Rue zögerte. Dann:

„Wie immer.“

Mehr sagte sie nicht. Das genügte. Ihre Mutter wollte keine Einzelheiten hören. Man sprach nicht über Namen. Nicht über Tritte, Schreie oder Martin. Nicht, wenn die Kinder wach waren. Nicht, wenn die Fenster offen standen.

Eine der Schwestern – Lani – begann zu summen. Es war kein Lied, nur eine Tonfolge. Zwei aufwärts, einer abwärts. Rue erkannte sie. Ihre Melodie. Aus dem Baum. Vom Morgen.

Sie lächelte.

„Nicht beim Essen“, murmelte die Mutter.

Lani hörte auf. Rue senkte den Blick. Nicht böse gemeint. Nur ein Reflex. Ein Satz, der sich selbst sprach.

Nach dem Essen räumte Rue ab. Sie spülte mit kaltem Wasser, trocknete mit einem alten Hemdsärmel. Die Kleinen krochen in ihre Schlafdecken, noch nicht ganz bereit für den Abend, aber schon zu müde, um zu streiten. Der Raum wurde dunkler, als das Licht draußen verblasste.

Rue setzte sich ans Fenster. Kein Buch. Kein Spielzeug. Nur sitzen. Lauschen. Denken.

Sechs Schüsseln.

Sechs Kinder.

Und eine Mutter, die nicht fragte, wie viele Früchte man gepflückt hatte – weil sie die Antwort kannte.

7 - Wenig Brot, viel Lachen

Am Abend regnete es leicht.

Nur ein feiner Schleier, kaum spürbar, aber genug, um das Geräusch auf dem Dach zu verändern. Tropfen auf Wellblech. Unregelmäßig, wie eine Melodie ohne Takt.

Rue lag auf dem Boden, das Kinn auf den Armen, und hörte zu. Die anderen Kinder lagen auf Decken oder saßen zusammengerollt auf den dünnen Matratzen, die aus alten Stoffresten genäht waren. Ihre Mutter schlief noch nicht. Sie saß am Tisch, den Rücken zu ihnen, die Schultern rund, der Blick auf ein Stück Papier, das sie schon dreimal gelesen hatte.

Rue wusste, was darauf stand: Bezugslisten, Zuteilungsnummern, kleine Zahlen, die viel bedeuteten.

Sie versuchte, sich nicht zu bewegen. Jede Bewegung war ein Geräusch. Und jedes Geräusch konnte einen der Kleinen wecken.

Aber Lani war schon wach.

Sie rollte sich zu Rue, stieß sie leicht mit dem Fuß an. Dann nochmal. Rue drehte den Kopf. Lani grinste.

„Ich hab's gesehen“, flüsterte sie.

„Was?“

„Du hast heute wieder mit den Vögeln geredet.“

Rue hob eine Augenbraue. Sagte aber nichts.

Raya schaltete sich ein, ohne sich umzudrehen:

„Das macht sie jeden Tag. Ich hab's gehört. Immer so: tu-tu-tu... tu.“

„Das war ein Spotttölpel!“, zischte Lani. „Oder? Rue?“

Rue zuckte die Schultern.

„Vielleicht war's auch nur ein Baum.“

Raya kicherte. Lani auch. Dann begannen beide, Töne zu pfeifen – schief, durcheinander, viel zu laut.

„Psst!“, zischte Rue, setzte sich auf. „Mama hört's.“

„Dann flüsterpfeifen wir eben“, flüsterte Lani. Und tat genau das.

Malik, der bis dahin geschlafen hatte, hob den Kopf und blinzelte. Dann sagte er sehr ernst:

„Rue hat 'nen Vogel im Kopf.“

Stille. Einen Moment lang. Dann lachten alle.

Nicht laut. Nicht wild. Nur so, dass es kribbelte. In den Bäuchen, in den Schultern, im Staub auf dem Boden. Dieses Lachen, das nicht fragt, ob es passt, sondern einfach kommt, wenn es gebraucht wird.

Ihre Mutter drehte sich nicht um. Aber Rue sah, dass ihre Schultern sich ein kleines Stück senkten.

Raya kramte unter der Decke und zog ein Stück Brot hervor – alt, hart, aber noch essbar. Sie brach es in vier Teile und gab jedem einen. Rue nahm ihres, biss nicht ab. Sie hielt es nur.

„Wenn man das isst“, sagte Lani plötzlich, „dann darf man einen Wunsch denken.“

„Was für einen Wunsch?“, fragte Malik.

„Irgendeinen. Zum Beispiel, dass morgen keiner schreit. Oder dass man mal was Süßes kriegt.“

„Ich will, dass wir fliegen können“, sagte Malik.

Raya nickte. „Dann müssen wir keine Körbe mehr tragen.“

Rue betrachtete das Brot. Sie dachte nicht an Wünsche. Nur an den Moment. An das Lachen. An das Geräusch von Regen auf Blech.

„Fliegen ist schwer“, murmelte sie.

„Aber singen geht“, sagte Lani.

Dann summt sie leise – einen Ton, den Rue kannte.

Und Rue stimmte ein.

8 - Distrikt 3

Die Maschine war kaputt.

Nicht die große, bei der die Männer die schweren Kisten verluden – die funktionierte nie richtig. Auch nicht die Lautsprecheranlage, die sowieso nur rauschte. Nein, es war die Sortierrolle bei den Aprikosen, die seit Tagen klemmte.

Erst blieb sie stehen, dann bewegte sie sich ruckartig. Zwei Kinder hatten sich dabei die Finger geklemmt, eines davon war Mika. Seitdem trug er einen Verband aus Stoffstreifen und roch ein wenig nach Eisenkraut.

„Distrikt 3 kommt morgen“, hatte jemand gesagt.

„Einer von denen mit Technik.“

Rue hatte das nur halb gehört. Technik bedeutete nicht viel für sie. Das war ein Wort, das sie nur aus der Halle kannte, aus Gesprächen zwischen Erwachsenen. Und aus Geschichten. Dinge, die leuchteten, sprachen, klickten. Meistens kaputt. Manchmal verboten.

Am nächsten Morgen stand sie in ihrer Reihe, als der Wagen kam.

Kein großer Transporter, kein Symbol auf der Seite. Nur ein staubiger, offener Wagen mit einem Käfig aus Gitterstäben und einer Kiste mit Werkzeug. Darin saß ein Mann. Schlank, blass, mit einem grauen Overall. Die Ärmel hochgekrempelt, die Haare zu kurz, um unordentlich zu sein. Er stieg nicht gleich aus.

Ein Aufseher redete mit ihm. Der Mann aus Distrikt 3 nickte nur, sah sich nicht um. Erst als er sich zur Maschine begab, wanderte sein Blick über das Feld.

Und blieb bei Rue stehen.

Nicht lang. Nur ein Wimpernschlag. Dann war er wieder bei der Rolle, beugte sich vor, nahm einen kleinen Schraubenzieher, setzte an.

Rue tat, als würde sie nicht hinsehen.

Aber sie beobachtete alles.

Wie ruhig seine Hände waren. Wie präzise er den Draht führte. Wie das Gerät auf einmal nicht mehr ruckte, sondern rund lief – wie ein Lied, das plötzlich wieder den Takt findet.

Es dauerte vielleicht zehn Minuten. Dann war er fertig.

Bevor er ging, legte er etwas auf den Rand der Maschine – ein kleines Stück Metall, nicht größer als ein Knopf. Niemand sah es, nur Rue. Und sie wusste nicht, warum sie es so genau bemerkte.

Später, als sie die Früchte sortierte, lag das Metallstück noch da. Sie sah es sich nicht an. Nahm es nicht. Aber es war da – und das reichte.

Am Abend erzählte sie nichts davon. Nicht ihren Geschwistern. Nicht ihrer Mutter.

Aber in ihrem Kopf klang der Name „Distrikt 3“ jetzt anders. Nicht mehr fremd, nicht mehr kalt. Sondern wie etwas, das nicht zur Erde gehörte. Etwas, das irgendwo anders funktionierte.

Und das, wenn man Glück hatte, kurz stehen blieb – bevor es wieder verschwand.

9 - Stille Märkte

Der Markt war kein Markt im eigentlichen Sinn.

Es gab keine Stände, keine Preise, kein Rufen. Nur Kisten, Decken, Taschen. Menschen, die langsam gingen, manchmal stehenblieben, mit den Händen redeten, mit den Augen verhandelten. Und wieder verschwanden.

Der „stille Tauschplatz“, wie Rue ihn nannte, lag am Rand der alten Lagerhallen. Zwischen zwei Gebäuden, die einst zur Getreideverarbeitung gehört hatten und jetzt nur noch stanken. Dort, wo der Beton rissig war und das Licht nicht gut hinkam, trafen sich die, die etwas geben und etwas finden wollten.

Rue ging dorthin, wenn ihre Mutter sie schickte. Manchmal mit einem Korb, manchmal mit nichts. Heute hatte sie getrocknete Kräuter dabei – Rinde vom Bitterholz, ein wenig Zwiebelgras, und einen Knoten Eisenkraut. Alles in ein altes Tuch gewickelt, mit einem Knopf befestigt.

Sie hielt sich am Rand, wie immer. Wartete, bis die Menschen sie bemerkten – oder auch nicht.

Ein Mann mit einem deformierten Bein bot ihr einen Löffel. Sie lehnte ab. Eine Frau mit Kind zeigte ihr ein Stück Stoff – zu grob. Dann sah sie sie: Mélie.

Die Kräuterfrau.

Niemand wusste, woher Mélie kam. Manche sagten, sie sei früher in einem anderen Distrikt gewesen. Andere behaupteten, sie habe nie wirklich gearbeitet, sondern nur gesammelt. Rue wusste nur, dass Mélie Dinge sah, die andere nicht sahen.

„Eisenkraut?“, fragte sie, als Rue näher trat.

Rue nickte, zeigte das Bündel.

Mélie roch daran, schloss die Augen, lächelte. Dann griff sie in ihre Tasche und holte einen kleinen Beutel hervor. Darin: getrocknete Apfelschalen – süß, weich, selten.

Rue zögerte. Das war mehr, als sie erwartet hatte.

„Warum?“, flüsterte sie.

„Du hörst den Vögeln zu“, sagte Mélie leise. „Das tun nicht viele.“

Rue nahm das Angebot an.

Sie setzte sich kurz neben die Frau, ließ den Tausch still geschehen. Die Apfelschalen rochen nach Erinnerung – nicht nach Freude, sondern nach etwas, das einmal Freude gewesen war. Mélie sah sie nicht an, aber sie sprach noch einmal:

„Wenn du wieder was findest – denk an mich. Besonders, wenn's blüht.“

Rue nickte.

Dann stand sie auf, wickelte das Geschenk sorgfältig in das Tuch zurück und machte sich auf den Heimweg.

Der Markt blieb zurück. Keine Rufe. Keine Namen. Nur Tausch. Und Stille.

10 - Die Flöte des Alten

Manchmal ging Rue nicht sofort nach Hause.

Nicht, wenn der Tag staubig war und die Stimmen zu laut und der Wind zu voll von fremden Rufen. Dann ging sie einen Umweg. Am Speicher vorbei, zwischen zwei Zäunen hindurch, über einen trockenen Graben, in dessen Schatten man eine Weile nicht gesehen wurde.

Dort, hinter einem vergessenen Werkstattschuppen, saß der alte Mann mit der Flöte.

Er hieß nicht „der Alte“. Aber niemand sagte seinen Namen. Vielleicht war er vergessen worden. Oder verdrängt. Er war nicht ganz richtig im Kopf, sagte man. Hatte mal im Zentrum gearbeitet. Oder in der Halle. Oder beim Radio, was auch immer das bedeutete. Rue wusste nur: Er sprach wenig, aber er spielte.

Die Flöte war aus Blech. Klein, verbogen, stellenweise verrostet. Aber wenn er sie ansetzte, klang sie nicht rostig.

Sie klang klar. Zart. Traurig.

Rue hatte ihn das erste Mal spielen hören, als sie sieben war. Sie war stehen geblieben, hatte zugehört, war weggegangen, ohne zu klatschen, ohne ein Wort. Seitdem kam sie immer mal wieder.

Heute saß er auf einem umgestürzten Fass, die Augen halb geschlossen, das Instrument zwischen den Fingern. Rue blieb im Schatten stehen, sagte nichts. Er bemerkte sie trotzdem.

Er nickte kaum. Spielte weiter.

Die Melodie war langsam, in sich gedreht, mit Pausen, die länger waren als ein Atemzug. Rue erkannte sie nicht. Sie erinnerte sich nicht einmal, ob sie sie schon einmal gehört hatte. Vielleicht war es ein Lied. Vielleicht nur Töne. Vielleicht nur Erinnerung in Klangform.

Der Alte blies sanft, fast tastend. Er war dünn, aber nicht schwach. Die Finger zitterten leicht, aber sie fanden die Löcher. Seine Schultern bewegten sich im Rhythmus der Musik – auf eine Art, die nicht alt war. Nur müde.

Rue setzte sich nicht. Sie stand nur da.

Und sie stellte sich vor, wie es wäre, so zu spielen. Nicht, um gehört zu werden, sondern um nicht zu schweigen. Nicht als Zeichen. Nur als... Dasein.

Der Alte hörte auf. Senkte die Flöte. Sagte nichts.

Rue hob die Hand. Kein Winken, nur ein stilles Zeichen. Dann ging sie.

Und die Melodie blieb in ihr, wie etwas, das nicht ihr gehörte, aber in ihr lebte. Wie ein Vogel, der nicht fliegt, aber singt.

11 - Versteckter Hunger

Rue hatte gelernt, wie man so tat, als sei man satt.

Es war kein Spiel. Mehr eine Technik. Die Bewegungen etwas langsamer. Die Schultern nicht ganz so tief. Der Blick geradeaus. So wie die Älteren es taten, wenn die Kinder hinsahen. So wie ihre Mutter es tat, wenn niemand fragte.

An diesem Morgen war das Brot ausgegangen.

Nicht plötzlich. Es hatte sich angekündigt. Schon gestern war das Stück kleiner gewesen, die Suppe wässriger, das Schweigen länger.

Rue schnürte ihren Korb, zog sich die Schuhe über, kontrollierte das Grasband an ihrem Knöchel, ohne hinzusehen. Dann ging sie.

Die Luft war warm, schwer. Einer dieser Tage, an denen die Hitze schon beim Aufwachen in der Kehle saß.

Auf dem Sammelfeld roch es nach Schweiß, nach altem Stoff, nach unausgesprochener Müdigkeit. Mika war nicht da. Auch drei andere fehlten. Niemand sagte etwas. Die Aufseher lasen die Namen wie immer. Wer nicht antwortete, wurde notiert. Und vergessen.

Rue bekam heute das südliche Steinobstfeld zugeteilt. Ihre Gruppe war klein. Drei Mädchen, zwei Jungen. Keiner sprach.

Der Hunger kam nicht sofort.

Er war nicht das Ziehen im Bauch – daran war sie gewöhnt. Es war eher dieses Leere-Sein im Kopf. Das Geräusch der Früchte, die in den Korb fielen, klang hohl. Die Finger wurden langsamer. Die Gedanken sprangen. Sie zählte nicht mehr mit.

Sie sah ein Stück Aprikose auf dem Boden liegen – perfekt, unversehrt. Wahrscheinlich aus einem Korb gefallen. Keiner hatte es bemerkt. Niemand war in der Nähe.

Rue sah sich um.

Zwei Sekunden. Mehr nicht. Dann beugte sie sich, hob die Frucht auf, schloss die Hand darum. Sie war warm vom Boden. Und weich.

Sie hätte es tun können. Einfach essen. Schnell. Ein Biss, vielleicht zwei.

Aber sie tat es nicht.

Sie ließ die Hand in der Tasche, bis sie einen der Sammelkörbe erreichte. Dann ließ sie die Frucht fallen. Ganz nebenbei. Ohne Blick.

Niemand hatte etwas gesehen.

Niemand hatte etwas gesagt.

Und doch spürte sie den Druck im Bauch – nicht Hunger. Etwas anderes. Schärfer.

Später, beim Abgeben, bemerkte sie, dass der Korb leichter war als sonst. Ihre Hände waren gerötet. Nicht wund, nur... ausgelaugt.

Ein Aufseher sah sie an. Nicht lang. Dann weg.

Rue ging nach Hause, als wäre alles normal.

Sie war nicht stolz. Auch nicht traurig.

Sie war einfach leer.

Und das, dachte sie, war vielleicht noch gefährlicher als Hunger.

12 - Riss im Netz

Der Schnitt war flach, aber tief genug, um zu brennen.

Rue hatte ihn kaum gespürt, als es passierte – erst war da nur dieses Reißen an der Hand, ein Geräusch wie Papier, dann die Wärme. Ihre Finger waren klebrig, dunkelrot, und die Aprikose, die sie gerade gepflückt hatte, lag zerdrückt im Korb.

Sie sah sich nicht um.

Noch war niemand in ihrer Nähe.

Es war früher Vormittag, die Sonne stand hoch, das Licht stach durch die Blätter. Rue kniete auf einem Ast, der etwas zu dünn für ihr Gewicht war. Beim Hochziehen hatte sie sich an einem alten Draht verletzt – wahrscheinlich Reste eines kaputten Korbaufhängers.

Sie drückte die Hand in ihren Ärmel. Fest. Spürte das Pochen.

Dann kletterte sie vorsichtig weiter. Nicht nach oben, sondern hinunter. Nicht zu schnell. Nicht zu langsam.

Am Boden angekommen, tat sie, was sie immer tat, wenn etwas nicht stimmen durfte: Sie atmete gleichmäßig, senkte den Blick und bewegte sich wie jemand, der keine Fragen auslöst.

Hinter der Lagerhalle stand ein Waschbecken. Eigentlich verboten für Kinder, aber Rue war klein, schnell, leise. Und jetzt – verletzt.

Sie schob den Ärmel hoch. Der Schnitt war nicht groß, aber er zog sich über den Handrücken. Es blutete noch.

Sie hielt die Hand unter das Wasser. Zischte leise, aber sagte nichts. Dann wusch sie das Tuch im Ärmel aus, band es sich grob um die Hand. Nicht ideal. Aber es würde reichen, bis abends.

Sie hörte Schritte.

Ein Aufseher kam aus dem Gang zwischen den Hallen. Blieb stehen. Sah sie.

„Was machst du hier?“, fragte er.

Rue sagte: „Hab mich verlaufen.“

Sein Blick blieb kurz auf ihrer Hand liegen.
Dann auf ihrem Gesicht.

Sie wich nicht aus. Nicht, weil sie mutig war – sondern weil sie wusste, dass es schlimmer war, wegzuschauen.

Der Aufseher sagte nichts. Ging weiter.

Rue atmete erst aus, als sie ihn nicht mehr hörte.

Der Stoff war durchgeblutet. Sie würde ihn später heimlich wechseln müssen. Oder sagen, er sei zerrissen. Ihre Mutter würde es sehen. Aber nicht kommentieren. Vielleicht die Salbe holen. Vielleicht gar nichts.

Der Tag ging weiter. Die Arbeit auch. Rue pflückte mit der anderen Hand, langsamer, ungeschickt. Aber niemand sagte etwas. Und das war das Wichtigste.

Niemand hatte etwas gesagt.

13 - Dornbeeren

Rue war fast fertig mit ihrem Korb, als sie das Geräusch hörte.

Ein leiser, abgehackter Laut – wie ein Schlucken, das nicht gelingen wollte. Dann ein Rascheln,

ein dumpfer Aufprall.

Sie blieb stehen. Horchte.

Niemand in Sicht. Die anderen waren weiter oben, zwischen den Bäumen. Der Aufseher weit hinten, bei den älteren Jungen.

Noch ein Laut.

Nicht laut, aber... falsch.

Rue stellte den Korb unter einen Ast, kletterte leise in Richtung des Geräuschs. Die Zweige rieben an ihrem Stoff, die Rinde war warm vom Sonnenlicht.

Zwischen zwei Bäumen sah sie ein Mädchen hocken. Kaum älter als sie. Das Gesicht war verzogen, die Hände vor den Mund gepresst. Um sie herum lagen Früchte auf dem Boden – zerdrückt, matschig, mit dunklen Flecken.

Rue trat vorsichtig näher.

„Was ist passiert?“, fragte sie leise.

Das Mädchen sah auf. Tränen, aber kein Laut. Nur ein Nicken – in Richtung der Dornenbüsche, die am Rand des Feldes wuchsen.

Dann zeigte sie ihre Hand.

Ein Schnitt. Kein gewöhnlicher. Rissig, geschwollen, gerötet. Zwischen zwei Fingern steckte noch ein kleiner Stachel – dünn, aber tief.

Rue kniete sich hin.

„Dornenbeeren“, murmelte sie. „Hast du sie gepflückt?“

Das Mädchen nickte kaum merklich. Dann flüsterte:

„Ich wollte sie... mitnehmen. Für meinen Bruder.“

Rue sagte nichts. Aber sie verstand. Die Dornenbeeren waren nicht erlaubt – nicht offiziell. Sie wuchsen wild, wurden nicht gezählt. Aber sie galten als Diebesgut, wenn man sie bei sich hatte. Rue wusste das. Und das Mädchen auch.

Sie nahm vorsichtig die verletzte Hand, hielt sie fest.

„Nicht bewegen“, sagte sie.

Dann zog sie den Stachel mit den Fingern heraus. Es blutete ein wenig, aber nicht stark. Rue riss ein Stück Stoff aus dem Innenfutter ihrer Jacke – ein loser Saum, kaum sichtbar – und band ihn um die Wunde.

„Das hilft nicht lang“, flüsterte sie. „Aber bis heute Abend reicht es.“

Das Mädchen sah sie an – nicht dankbar. Eher verwirrt.

„Warum hilfst du mir?“

Rue zuckte die Schultern.

„Weil ich's kann.“

Sie stand auf. Drehte sich um.

Dann blieb sie stehen.

Sie hatte drei Früchte in ihrer Tasche – keine aus dem Korb. Kleine, etwas zu reife, die sie eigentlich... vielleicht... für später behalten wollte. Für Malik. Oder sich. Oder einfach so.

Sie nahm eine heraus. Legte sie auf das Gras vor dem Mädchen.

„Du kannst die deinem Bruder geben.“

Dann ging sie.

14 - Tesserasteine

Rue hörte das Wort zum ersten Mal in einem Satz, der nicht für sie bestimmt war.

Sie saß am Rand der Küche, die Knie angezogen, die Stirn gegen die Wand gelehnt. Ihre Mutter sprach mit jemandem. Nicht laut – aber laut genug, dass man die Silben verstand, wenn man wusste, wann man zuhören musste.

„...dieses Jahr müssen wir's tun. Zwei Steine.“

Die Stimme der anderen Frau war rauer, älter. Vielleicht die Nachbarin. Vielleicht jemand von der Liste. Rue kannte sie nicht.

„Ich weiß. Ich... warte nur noch bis Monatsende.“

Dann: Schritte. Schweigen. Türschließen.

Rue blieb, wo sie war.

Tesserae.

Sie hatte das Wort gehört. In der Schule, einmal, beiläufig. Irgendwas mit Getreide. Oder Öl. Oder Losen. Keiner hatte gefragt. Es war eines dieser Worte, die man kannte, ohne zu wissen, was sie wirklich bedeuteten.

Erst später, als Raya sie danach fragte – „Warum essen wir eigentlich weniger, wenn Malik krank ist?“ – da hatte Rue zum ersten Mal wirklich verstanden, was es bedeutete: Man tauschte einen Namen gegen ein bisschen Essen.

Für jeden Tessera-Stein ein zusätzlicher Eintrag in der Ernteliste. Für Öl, Mehl, vielleicht etwas Brot – dafür stieg die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Name gezogen wurde.

Rue wusste nicht, ob ihr eigener Name schon mehr als einmal in der Trommel lag. Ihre Mutter sprach nie darüber.

Aber in letzter Zeit war das Essen weniger geworden. Und die Schultern ihrer Mutter schwerer.

An diesem Abend sah Rue sie lange an.

Wie sie das Brot schnitt – gleichmäßig, ohne Zittern, aber langsamer als sonst. Wie sie den Rest der Suppe aus dem Topf schabte, als würde noch etwas darin sein, das sie nur noch nicht gefunden hatte.

Rue fragte nicht.
Aber sie wusste es.

Und in ihrem Innern begann ein Satz zu wachsen, den sie nicht sagen konnte:
Wenn du mich einträgst, sag es mir nicht.

15 - Wie der Wind

Die Nachtschicht hatte ihren eigenen Geruch.

Staub, Metall, Lampenwärme. Und Müdigkeit. Nicht die Art von Müdigkeit, die in den Beinen sitzt, sondern in den Augen. In der Brust. In der Luft.

Rue war einer der Kleinsten auf dem Platz. Die Körbe waren für größere Hände gebaut, und die Lampen flackerten, so dass man nie ganz wusste, ob der Schatten da war, oder nur der eigene.

Sie sagte nichts. Wie alle.

Sie pflückte, sie trug, sie duckte sich, wenn jemand kam. Nicht, weil sie etwas tat, das verboten war – sondern weil niemand bei Nacht auffallen wollte. Die Nacht machte alles schärfer. Auch die Stimmen der Aufseher. Auch die Schritte, die auf einmal zu schnell klangen.

Einmal fiel ein Junge hin. Er rutschte auf dem feuchten Boden aus, schlug mit dem Ellenbogen gegen eine Kiste. Niemand lachte. Niemand sah hin.

Als Rue ihren Korb abstellte, war es kurz vor Morgengrauen.

Die Luft war schwer. Ihre Hände zitterten. Sie wollte nur noch nach Hause.

Der Heimweg führte sie am Kontrollpunkt vorbei. Ein niedriger Platz mit Betonboden, flankiert von zwei Lagerhallen, in denen tagsüber das Obst sortiert wurde.

Dort hörte sie die Schreie.

Nicht laut. Nicht roh. Nur... gezielt.

Rue blieb stehen. Nicht offen. Sie kauerte sich an die Wand, so wie man sich duckt, wenn man nicht gehört werden will. Ihre Finger krallten sich in den Stoff ihrer Jacke.

Ein Junge kniete am Boden. Zwei Friedenswächter standen über ihm. Der Schlagstock flog, senkte sich, hob sich. Kein Schrei mehr. Nur dieses dumpfe Geräusch. Haut auf Holz. Rücken auf Boden.

Niemand griff ein. Niemand sprach.

Ein Dritter beobachtete. Schreibbrett. Liste. Kontrolle.

Rue wagte nicht zu atmen. Der Junge blutete. Die Lampe flackerte. Und niemand sagte: genug.

Erst als der erste Vogel rief – nicht ein Spotttölpel, nur ein kleiner Frühaufsteher – löste sich etwas in Rue. Sie stand auf, langsam, leise. Ging weiter. Kein Rennen. Kein Zittern. Nur Schritte. Geradeaus.

Als sie zu Hause ankam, war ihre Mutter schon wach. Rue zog sich um, ohne ein Wort. Sie sagte nichts beim Frühstück. Nichts, als Lani sie fragte, warum ihre Hände so rot waren. Nichts, als Malik nieste und die Decke verlor.

Sie schwieg.

Und niemand fragte.

Der Sturm kam am Nachmittag.

Nicht plötzlich – man hatte es gespürt. Der Wind war schon morgens unruhig gewesen. Die Bäume hatten geflüstert. Jetzt flogen Blätter durch die Reihen, und der Himmel zog sich zusammen.

Rue war auf dem mittleren Aprikosenfeld eingeteilt. Ihr Korb war fast voll, als sie die Entscheidung traf.

Sie kletterte.

Nicht schnell, nicht leichtsinnig. Aber entschlossen. Ihre Finger fanden Halt, ihre Füße kannten die Rinde. Der Wind schlug ihr ins Gesicht. Eine Böe ließ die Äste zittern. Aber sie kletterte weiter.

Oben angekommen, war der Himmel dunkelviolett. Staub wirbelte. Die Bäume schwankten, aber Rue stand sicher. Der Ast unter ihr bewegte sich, aber sie bewegte sich mit ihm. Als hätte sie das schon immer getan.

Sie streckte die Arme aus. Nur kurz. Nicht um zu fliegen. Nur um zu spüren, dass sie da war.

Der Wind drückte gegen ihren Körper, aber sie fiel nicht.

Sie hielt sich nicht fest.

Und sie wusste – für diesen Moment – dass sie etwas konnte, was andere nicht konnten.

Nicht kämpfen.

Nicht befehlen.

Aber bleiben. Wenn der Wind kam.

16 - Zuckerträume

Es war nur ein kleines Stück.

Zucker, vielleicht so groß wie ein halber Daumennagel, in Papier gewickelt, das einmal weiß gewesen war. Jetzt war es grau, an den Kanten eingerissen, aber sauber.

Rue sah es zum ersten Mal in der Hand eines Jungen aus der vierten Reihe. Er hielt es nicht versteckt – aber auch nicht offen. Die Art, wie man etwas zeigt, ohne es wirklich herzugeben. Noch nicht.

Am Ende der Arbeit lag es in einer Dose unter einem Holzbrett. Und am Abend... war es da. Plötzlich. Auf dem Boden, zwischen den Decken.

„Wo hast du das her?“, flüsterte Lani.

Rue wusste es nicht. Niemand sagte etwas. Es war einfach da. Und niemand hatte es genommen.

Am nächsten Morgen war es wieder weg. Und mittags – wieder da.

Sie verstanden das Spiel nach drei Tagen.

Immer abends. Immer in der Nähe der Kinder. Manchmal lag es da. Manchmal war es schon aufgeteilt. Einmal war es in vier winzige Stücke gebrochen – einer hatte sich Mühe gegeben. Papier sorgfältig gefaltet, nicht zerknüllt.

Rue fragte nicht, wer es brachte. Sie hatte eine Vermutung – ein älteres Mädchen mit schnellen Fingern und einem kaputten Schuh. Aber sie sagte nichts.

Man sagte bei solchen Dingen besser nichts.

Am vierten Abend teilte Rue ihr eigenes Brot in zwei Stücke. Das größere für Malik, das kleinere legte sie auf das gleiche Stück Boden, wo sonst der Zucker lag.

Am nächsten Morgen war es weg.

Und als sie von der Arbeit kam, lag da wieder das Stück Zucker. In Papier gewickelt. Daneben: ein winziger Streifen Rinde – geformt wie ein Herz. Krumm. Nicht kitschig. Echt.

Rue nahm beides, ohne sich umzusehen.

An diesem Abend fragte Malik:

„Rue, wie schmeckt eigentlich süß?“

Sie dachte kurz nach. Dann sagte sie:

„Wie warmes Licht. Wenn's kurz durch die Wolken kommt.“

Malik nickte. Er verstand.

Und Lani schlief an diesem Abend mit dem Streifen Rinde in der Hand ein.

17 - Die Aufseherin mit dem Schal

Sie war nicht neu.

Aber Rue hatte sie früher nie bemerkt.

Vielleicht, weil sie wenig sprach. Vielleicht, weil sie anders war als die anderen. Oder weil man unbewusst nicht hinsah – wie bei allem, das nicht in ein klares Muster passte.

Die Aufseherin trug einen hellgrauen Schal. Jeden Tag. Auch wenn es heiß war. Der Stoff war dünn, fast durchsichtig, aber nie schmutzig. Rue wunderte sich darüber – wie man so etwas in Distrikt 11 sauber hielt, wo alles irgendwann Staub wurde.

Sie stand meist am Rand der Felder. Nie mittendrin. Nie mit Schlagstock. Nie mit Ruf. Sie ging, sah, blieb.

Manchmal hob sie einen Finger, wenn jemand falsch griff. Manchmal auch nicht.

Rue sah sie zum ersten Mal wirklich, als sie in der Pause etwas Wasser holte. Die Aufseherin stand an der Mauer, das Gesicht halb im Schatten. Sie hatte die Augen geschlossen. Nur einen Moment. Dann öffnete sie sie – und Rue war sich nicht sicher, ob ihr Blick sie traf oder einfach durch sie hindurchging.

Sie nickte nicht.

Sie sprach nicht.

Aber sie blieb stehen.

An einem anderen Tag fiel ein Korb um. Früchte rollten über den Boden. Der Junge, dem er gehörte, starrte erst, dann ging er auf die Knie, sammelte schnell. Rue sah, wie eine andere Aufseherin sich bewegte, ein Schritt, dann noch einer – Richtung Stock.

Doch die mit dem Schal hob die Hand.

Kein Wort. Nur das.

Der Stock blieb unten.

Rue beobachtete das aus der Baumkrone. Sie sagte niemandem etwas. Aber sie speicherte es ab. Tief. Zwischen den Bildern von Martin und den Rufen der Spotttölpel.

Ein drittes Mal begegnete sie ihr, als sie sich eine kleine Verletzung am Fuß zugezogen hatte. Sie humpelte leicht, nichts Ernstes, nur ein falscher Tritt. Die Aufseherin trat nicht näher – aber sie sah sie. Und Rue hatte das Gefühl, dass ihr Blick nicht gleichgültig war.

Ob das Mitgefühl war? Oder Kontrolle?

Rue wusste es nicht. Sie wollte es nicht wissen. Noch nicht.

Aber als sie am Abend im Fenster saß und den Schal in Gedanken nachzeichnete – den Faltenwurf, das Licht darin – fragte sie sich zum ersten Mal, wie es wäre, wenn einer von ihnen nicht ganz zu denen gehörte.

Nur ein bisschen.

18 - Krautschrift

Rue hatte nie geschrieben, was sie nicht schreiben durfte.

Nicht in der Schule. Nicht zu Hause. Nicht mit Kreide an Wände, nicht auf Zettel, die gefunden werden konnten. Worte waren gefährlich, wenn sie zu viel sagten.

Aber Pflanzen?

Die sprachen anders.

Es hatte damit angefangen, dass sie sich merken wollte, wo sie die guten Heilkräuter fand – das süße Wurzelgras, die hellblauen Blätter, die gegen Entzündungen halfen. Sie hatte Halme verknotet, kleine Ringe gelegt, Blätter in einem bestimmten Muster an einen Ast gehängt.

Zuerst nur für sich.

Dann für ihre Schwester.

Dann für ein anderes Mädchen. Dann – irgendwann – war es ein Spiel geworden.

Nicht offiziell. Nicht offen.

Aber verstanden.

Heute steckte sie eine Handvoll Blätter in ihre Tasche. Sie waren frisch, grün, geschmeidig – genau richtig. Als sie ihre Pause hatte, ging sie hinter die südliche Mauer, wo der Boden trocken war und das Gras zwischen den Steinen wuchs.

Sie legte drei Blätter nebeneinander.

Dann ein Stück Halm schräg dazu.

Dann ein kleines Kräuterstängelchen, das wie ein Pfeil nach links zeigte.

Es bedeutete: *Hier war ich.*

Oder: *Hier ist es gut.*

Oder manchmal beides.

Rue hörte Schritte, hielt inne.

Es war das Mädchen von den Dornenbeeren. Sie sagte nichts, setzte sich aber auf einen Stein, nicht weit entfernt. Als Rue weiterlegte, beobachtete sie sie. Keine Fragen. Nur Blicke.

Dann nahm sie selbst einen Grashalm, bog ihn in eine Spirale. Legte ihn dazu.

Rue lächelte kaum merklich.

Ich habe verstanden.

Am Abend, als Rue wiederkam, war das Zeichen noch da – leicht verweht, aber nicht zerstört. Jemand hatte eine Beere dazugelegt. Nur eine. Dunkelrot. Ganz.

Rue aß sie nicht.

Sie nahm sie in die Hand, betrachtete sie. Dann legte sie sie wieder zurück.

Und band einen kleinen Ring aus Blättern darum.

19 - Schattengesichter

Es begann mit einem Blick.

Nicht auffällig. Kein direkter Augenkontakt. Nur dieses Gefühl im Rücken – als würde jemand eine Sekunde zu lang stehen bleiben. Ein Schatten, der nicht zum Baum passte. Ein Atem, der zu still war, um Zufall zu sein.

Rue war es gewohnt, übersehen zu werden.

Aber an diesem Tag fühlte sie sich gesehen. Zu deutlich.

Der Aufseher mit der Narbe war es nicht. Auch nicht der Mann, der immer die Körbe kontrollierte. Es war jemand anderes. Oder etwas. Rue wusste es nicht.

Sie beobachtete. Tat, als pflücke sie weiter. Doch ihre Finger wurden unruhiger. Die Reihen schienen enger. Die Luft schwerer. Als sie sich einmal umdrehte, war niemand da.

Aber der Gedanke blieb.

Wie ein Lied, das man nicht abschütteln kann.

In der Nacht schlief sie schlecht. Ihre Schwester bewegte sich neben ihr, flüsterte im Traum. Rue lag wach, starrte gegen die Decke. Sie dachte an das Zeichen aus Blättern, das sie gelegt hatte. An den einen roten Punkt auf dem Boden – einen Tropfen? Eine Frucht? Sie wusste es nicht mehr.

Der Gedanke machte sie unruhig.

Am nächsten Tag versuchte sie, das Gefühl abzuschütteln. Sie arbeitete schnell, sprach nicht. Doch ihre Gedanken kreisten.

Und dann hatte sie die Idee.

Es war mittags, in einer kurzen Pause zwischen zwei Feldern. Sie stand bei einem Baum, den nur wenige nutzten – der Klang dort war anders. Heller. Offener.

Rue pfiff.

Vier Töne. Ihre Melodie.

Dann wartete sie.

Ein Kind in der Nähe – ein Junge mit einem losen Ärmel und staubigen Wangen – drehte sich kurz um. Dann pfiff er zurück. Nicht dieselbe Melodie, aber ähnlich.

Rue antwortete. Kürzer.

Noch jemand stimmte ein.

Eine Tonfolge, schief, aber bewusst.

So entstand es:

Ein Spiel, bei dem niemand sprach. Nur pfiff. Nur hörte.

Rue sagte niemandem, dass es ihre Idee war. Es war besser so.

Manchmal war es falsch. Manchmal mischte sich ein echter Spotttölpel ein. Manchmal antwortete niemand. Aber immer öfter kam etwas zurück.

Und mit jedem Ton – jeder kleinen Melodie, die durch das Feld zog, von Baum zu Baum, von Kind zu Kind – wurde das Schattengesicht in Rues Kopf ein bisschen heller.

Nicht weg.

Aber heller.

20 - Regentag

Es regnete seit dem frühen Morgen.

Nicht heftig, nicht laut. Nur stetig. Ein gleichmäßiger Rhythmus auf dem Dach, Tropfen in den Fugen der Fenster, Wasserläufe an den Wänden. Die Felder blieben leer. Die Glocke hatte nicht geläutet.

Rue lag auf der Matratze, das Gesicht zur Wand. Ihr Rücken war warm, weil Lani sich an sie geschmiegt hatte, und ihre Füße spürten das Kratzen der alten Decke, die immer zu kurz war. Aber sie rührte sich nicht.

Niemand sprach viel an Regentagen. Malik hustete ein wenig. Die Mutter füllte Wasser in alte Gläser und kochte eine dünne Brühe, die mehr nach Luft als nach Gemüse roch. Raya saß am Boden und zeichnete mit einem verkohlten Stöckchen Muster auf ein Holzstück. Irgendwann zerbrach der Stift, aber sie malte trotzdem weiter.

Rue stand erst auf, als es fast Mittag war. Ihre Beine fühlten sich schwer an, aber nicht schmerzhaft. Nur benutzt. Wie alles in Distrikt 11.

Sie stellte sich ans Fenster. Das Glas war blind, aber man konnte das Grau draußen ahnen – das weiche Licht, das keinen Schatten warf. Im Hof stand eine Blechtonne, halb voll mit Wasser. Jemand hatte einen Apfelrest darin schwimmen lassen.

Rue beobachtete ihn, wie er sich drehte. Langsam. Immer gleich. Ohne Ziel.

Sie holte ihr Grasband aus dem Stoffbeutel unter ihrer Schlafmatte. Es war trocken geworden, aber noch heil. Sie zog einen Knoten fester, dann lockerer, dann wieder fester. Ihre Finger kannten das schon. Sie dachte nicht darüber nach.

Am Nachmittag saß sie auf dem Boden, allein, die Beine angezogen, den Kopf an die Wand gelehnt. Sie stellte sich vor, wie die Tropfen auf dem Dach eine Sprache wären. Kein Code, kein Ruf – nur eine Art, da zu sein. Einfach so. Ohne Zweck.

Sie erinnerte sich an die Flöte des Alten.

Und an Mélies Stimme.

Und an das Summen von Lani in der Nacht.

Dann schloss sie die Augen.

Und träumte nichts.

21 - Wurzeln

Rue fand den Zettel beim Putzen.

Nicht, weil sie suchen wollte – sie hatte nur unter dem Bett gefegt, wo sich Staub, Stoffreste und alte Körner sammelten. Doch zwischen zwei Holzplatten, eingerollt und mit einem dünnen Faden verschnürt, lag er: ein Streifen Papier, schief geschnitten, vergilbt an den Rändern.

Sie erkannte sofort die Handschrift.

Nicht, weil sie sie oft gesehen hatte – aber weil es keine andere war, die so geschrieben hätte: rund, ungleichmäßig, mit Buchstaben, die manchmal kippelten wie müde Köpfe.

Ihr Vater hatte nicht viel geschrieben.
Nur manchmal. Liedertexte. Namen. Zahlen, die niemand verstand.

Rue setzte sich an die Wand und öffnete das Papier.

Es war ein Lied.

Kein langes. Nur vier Zeilen. Die ersten beiden kannte sie – oder glaubte, sie zu kennen. Die letzten waren ihr neu. Der Text war einfach. Es ging um Bäume. Und Wind. Und etwas, das bleibt, auch wenn alles vergeht.

Sie las es zweimal. Dann dreimal. Dann legte sie das Papier auf die Knie und sah aus dem Fenster.

Der Regen war vorbei. Die Luft war klarer.
Ein Vogel landete auf dem Fensterbrett, schüttelte sich, blieb sitzen.

Rue summte die Melodie, die sie glaubte zu erinnern.
Dann summte sie sie noch einmal, anders.
Dann ließ sie es. Das Papier war genug.

Am Abend zeigte sie es niemandem.
Sie versteckte es zwischen zwei Brettern, ganz oben am Türrahmen. Kein Ort, den die Kleinen fanden. Kein Ort, an dem jemand suchte.

Sie schlief in dieser Nacht ruhig.
Nicht, weil der Tag leicht gewesen war. Sondern weil etwas da war, das blieb. Etwas, das vorher auch da gewesen war – und später vielleicht noch einmal.

Ein Lied.
Ein Stück Papier.
Und eine Wurzel, die nicht zu sehen war – aber trotzdem trug.

22 - Was bleibt

Mélie hatte gesagt: „*Wenn's blüht – bring es mir.*“
Jetzt blühte es. Nicht viel. Nur ein kleiner, hellgelber Punkt zwischen zwei Steinen. Eine Wurzelknospe, wie man sie selten sah. Rue hatte sie beim Wasserholen entdeckt, eingeklemmt zwischen Mauer und Metall.

Sie zog sie vorsichtig heraus. Wusch sie. Wickelte sie in ein Stück Tuch, das einmal ein Taschentuch gewesen war. Dann machte sie sich auf den Weg.

Der Tauschplatz war leerer als sonst. Nur zwei Frauen, ein alter Mann, ein Mädchen mit einer Blechschüssel. Mélie saß auf dem Boden, die Beine angezogen, ein Topf vor sich, aus dem Dampf aufstieg.

Rue setzte sich wortlos neben sie. Reichte das Tuch.

Mélie öffnete es, lächelte.

„Noch warm“, murmelte sie.

Rue wartete. Kein Blick, keine Bitte. Sie wusste, dass Mélie nichts nach Plan gab.

Die Frau nahm einen Löffel, rührte in ihrem Topf, kramte dann in ihrer Tasche und zog einen kleinen Gegenstand hervor: eine Holzscheibe, flach, glatt, mit einer eingeritzten Form – ein Kreis, darin eine Spirale.

„Was ist das?“, fragte Rue.

„Eine Geschichte“, sagte Mélie. „Zum Mitnehmen.“

Rue nahm sie. Drehte sie in der Hand.

„Wie liest man sie?“

Mélie lächelte.

„Man erinnert sich.“

Dann stand sie auf. Und ging.

Später, beim Verteilen der Körbe in der Lagerhalle, stolperte Rue.

Ein Stück Stoff war unter ihren Fuß geraten – ein alter Lappen, der da nicht hätte liegen dürfen. Sie fiel nicht – fing sich ab – aber ihr Beutel rutschte aus der Hand, fiel zu Boden, und die Holzscheibe rollte zwischen zwei Kisten.

Sie hörte sie klacken. Dann war sie weg.

Rue hielt den Atem an.

Niemand hatte es gesehen.

Sie kniete sich hin, tastete im Staub, zwischen Stein und Splittern. Aber sie fand sie nicht.

Die Aufseherin mit dem Schal kam vorbei. Blieb stehen.

„Alles in Ordnung?“

Rue nickte. Stand auf. Versteckte die Leere.

Den Rest des Tages arbeitete sie stiller als sonst.

Abends, als sie wieder zu Hause war, suchte sie in ihrer Tasche – obwohl sie wusste, dass es sinnlos war.

Dann holte sie ein Blatt Papier. Kein echtes. Nur ein Stück von einer alten Verpackung.

Sie zeichnete einen Kreis. Dann eine Spirale darin. Mit einem Kohlestück. Nicht genau. Nicht gleich. Aber nah genug.

Sie klebte es mit Teer an die Wand neben ihrem Bett.

Nur sie würde wissen, was es bedeutete.

Und das reichte.

23 - der letzte freie Tag

Der Tag begann ohne Glocke.

Kein Ton, kein Befehl. Nur das Licht, das durch den Stoff vor dem Fenster fiel, und das Rascheln der Kleinen unter ihren Decken.

Rue wachte auf und wusste: Heute wurde nicht gearbeitet.

Es passierte selten – einmal im Monat vielleicht. Wegen Wartung, wegen Stromausfall, wegen „interner Umstrukturierung“. Keiner wusste genau, was das hieß. Aber wenn es geschah, atmete der Distrikt ein klein wenig auf. Nicht offen. Nur still.

Ihre Mutter sagte nichts. Stand auf, kochte Wasser, schnitt ein Stück Brot in genau sechs Teile – als wäre es ein Tag wie jeder andere. Aber Rue spürte es. Eine andere Schwere.

Sie nahm Malik an die Hand.

„Komm mit raus“, flüsterte

Sie gingen in den kleinen Streifen Wald hinter der Ostmauer. Nicht verboten, aber auch nicht offiziell erlaubt. Dort wuchsen keine Bäume mit Früchten, keine nützlichen Pflanzen. Nur Gras, Staub, Wurzeln. Und Stille.

Rue setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm. Malik balancierte auf einem Ast, fiel fast, lachte. Rue beobachtete ihn, sagte nichts. Sie hatte keine Lust, zu mahnen.

Später sammelten sie flache Steine. Legten sie in Kreisen, dann in Linien. Malik zeichnete Gesichter in den Sand – eins sollte Rue sein, sagte er. Sie erkannte es nicht. Aber das war egal.

Ein Spotttölpel rief. Rue antwortete nicht.

Am Nachmittag lag Rue im Gras. Der Himmel war blassblau, ohne Wolken. Malik schlief mit dem Kopf auf ihrem Arm.

Sie dachte nichts.

Oder zu viel, um es in Worte zu fassen.

Am Abend brachte sie ihn zurück nach Hause.

Ihre Mutter nickte nur. Lani legte sich ohne Zähneputzen hin. Raya bastelte aus Papier eine Art Hut.

Rue setzte sich ans Fenster.

Draußen war es still.

Nicht friedlich – aber auch nicht bedrohlich.

Nur: still.

Und sie fragte sich, ohne es zu formulieren:

Wie oft hat man einen letzten freien Tag – und merkt es nicht?